

Stolz und Liebe

„Wenn in Wahrheit etwas getan werden soll, und wir uns in den Dienst einer Aufgabe gestellt haben, kann man nicht verlangen, daß wir bereit sind, Rücksicht auf Vorübergehende zu nehmen, und kleine, zufällige Menschenfreundlichkeiten zu üben.“ Diese herzlosen, befremdlichen Worte stammen von dem Spanier Ortega y Gasset, und die Spanier sind bekanntlich das stolzeste Volk der Erde. Er meint vom Leben, „Wenn es für sich selbst frei wird, verliert das Leben sich selbst, wird leer und zwecklos. „Er erachtet die Freiheit für ein Chaos und meint: „Wir sehen heute viele Menschen in ihrem eigenen Labyrinth verlorengelassen, weil nichts da ist, was ihre Hingabe fordert.“ Unter Hingabe wird verstanden: „Die scheinbare Selbstsucht großer Völker und Menschen ist die unvermeidliche Härte, mit der jeder auftreten muß, der sein Leben an eine Sache gesetzt hat.“

Zur Diskussion steht somit vor allem das Verhältnis der Persönlichkeit zu ihrem Verhalten, zu ihrem Tun. Ein Tun kann Gründe und es kann Zwecke haben. Grund und Zweck müssen von der Persönlichkeit festgelegt werden, denn dazu ist sie ja da; von selber agiert das Tun nicht. Ursprünglich ist also die Persönlichkeit dem Tun überlegen.

Nun geht aber in das Tun das Wesen der Persönlichkeit hinüber, zB. offenbart die Handschrift den Charakter des Schreibers. Darum bietet sich oft von außen die Möglichkeit, aus dem Verhalten eines Menschen rückwirkend seine Persönlichkeit logisch abzuleiten, wenn man den direkten Weg wählt oder die Persönlichkeit intuitiv zu erfahren, wenn man einen gewissen mittelbaren Weg einschlägt, das Tun nicht schon als Ausgangsbasis, sondern nur erst als Anregung zum Herausfinden der wahren Ausgangsposition benutzt.

Da sich in den Taten oder Werken jedoch niemals die ganze Persönlichkeit offenbart, denn diese Werke sind ja tot, nur in der Geburt eines Menschen offenbart sich der Mensch ganz, schafft er seinesgleichen, – kann die logisch ermittelte Persönlichkeit niemals die wahre, immer nur eine scheinbare Persönlichkeit sein. – Ein Mensch hat darum quasi zwei Persönlichkeiten, die wahre, analytische und die scheinbare, synthetische; jene schafft aus ihrer inneren Einheit eine äußere Vielheit, diese aus der äußeren Vielheit

eine innere Einheit. Man spricht von der „Ko-präsentation“ einer Persönlichkeit, welche darauf ausgeht durch ihr Verhalten die Möglichkeit zur logischen Ableitung eines solchen Bildes zu geben, wie es ihr genehm wäre. In dem Falle spielt das wahre Sein der Persönlichkeit für sich überhaupt keine Rolle mehr sondern die Kunst, einen gewissen Eindruck oder Anschein bei andern hervorzurufen. Dadurch gerät das Tun in einen Widerspruch zu seiner eigentlichen Aufgabe, es dient nicht mehr dazu, die Persönlichkeit zu entfalten, das heißt zu leben schlechthin, sondern sie gerade erst noch herzustellen, sie konstruktiv zustande zu bringen. Daher kommt es, daß manche Menschen, die ihr Gesicht, ihre Repräsentanz verloren haben, sich das wahre Leben auch noch nehmen, weil sie dieses, das ursprüngliche ulkigerweise für das untergeordnete halten. Sie haben nicht rotes sondern blaues Blut.

Von solcher Repräsentanz aus ist es dann nur noch ein Schritt bis zu der Ansicht, jemand könne wirklich etwas „aus sich machen“, mehr, oder besseres als er zuvor war. — Das scheint die größte Lebenslüge zu sein, die es wohl je gegeben hat. Alles, was sich entwickelt, das entwickelt sich aus einem Anfang heraus, und zwar nur soweit, als es in diesem schon gelegen war. Der Anfang ist also das Primäre. Deshalb müssen auch die sogenannten „Anlagen“ bereits als das Wirklichere betrachtet werden und die sogenannte „Verwirklichung“ von etwas nur noch als deren Verwirklichung, als bloßer Spieltrieb, als Phänomen. Nur dasjenige kann mehr und besser „werden“, welches von draußen, von andern, Überlegenen bearbeitet wird, zB. Industrieerzeugnisse, Waschpulver, Autos. Das aber liegt ja nicht in seinem Interesse, sondern ganz in dem der anderen. Da das Wesen einer Persönlichkeit ursprünglich Wärme ist, so kann es also garnicht ausbleiben, daß, wenn es nach Ortega „sein Leben an eine Sache gesetzt hat“, geradezu unvermeidliche Härte erlangt, oder Kälte, denn die persönliche Hingabe an Sachen ist wohl das Widernünftigste, das eine Persönlichkeit nur begehen kann; „Laßt doch die Toten ihre Toten begraben“; Sache — ist tot.

Nun ist es so, daß in der Seele gewisse Gefühle aufsteigen für die Elemente der Außenwelt. So begegnet eine Persönlichkeit einer andern ursprünglich in Liebe oder Haß, abgesehen von der Gleichgültigkeit, die man auch zuweilen sich selbst gegenüber erlebt. Es gibt jedoch zwei Arten von Persönlichkeiten, eine analytische, wahre und eine synthetische, scheinbare. So wäre zu erwarten, daß es auch zweierlei Gefühle dafür geben sollte, das

heißt, so wie die einmalige Persönlichkeit in eine synthetische abgebogen wird, sollte auch das Gefühl der Liebe in ein anderes, unwahres sich abbiegen lassen.

Es kann schon von vornherein berechnet werden, wie die „abgeleitete“ Liebe beschaffen sein muß. Es wäre vor allem zu berücksichtigen, daß sie sich auf ein aus der Vielheit abgeleitetes Bild bezieht. Dieses Gefühl müßte also auch selbst unreal, unwahr, bildhaft sein; Vielheit ist isoliert; es müßte auf Distanz ausgehen. Vielheit ist immer hart und nur im Zustand der Kälte möglich. Vielheit ist tot.

Alle diese Momente werden effektiv vom Gefühl der Würde erfüllt. Würde oder Stolz ist steif, tot, hart, kalt, formalistisch und geht immer auf Distanz. Desgleichen Verachtung. Und wie zur Liebe das Glück, so gehört zur Würde die Verehrung. Man kann also einen lieben, oder aber verehren. Nicht jedoch beides zugleich. Und Würde ist eben ein kaltes Glück, bloße Formsache; ein morbides Gefühl.

Man glaube nicht, daß Liebe nur dem gelte, dem man auch Achtung entgegenbringe, wie allgemein gesagt wird. Wann nämlich wird jemand verehrt? Wenn er Leistungen aufzuweisen hat; leistungszeugende Instanzen wie Könige, Götter, Erfinder, Künstler, Helden und Heilige genießen Verehrung oder sind stolz auf sich. Der Liebe ist das alles egal, sie geht nur auf das Persönliche. Ehre zB. ist verletzbar und daher streng rachsüchtig; Liebe hingegen solcher Natur, daß sie alles verzeiht. Ehre verzeiht nie; das kann sie garnicht, weil sie keine Freiheit hat, auf Gegenseitigkeit beruht. Ehre verlangt, daß jede Art von Devotion zurückgegeben werde; Liebe dagegen ist auch dann möglich, wenn sie nicht erwidert, als sogenannte unglückliche Liebe; sie ist frei. Oft verbietet die Ehre eine Heirat aus Liebe, woraus man schon die volle Gegensätzlichkeit der beiden Elemente ersieht. Sodann ist die Liebe fruchtbar, zeugend, Verehrung jedoch ist tot, steril, weil sie sich auf bereits Gezeugtes in gewisser Weise bezieht; auf eine fertige Leistung. Von geradezu erschütternder Deutlichkeit sprechen jedoch erst die Ausdrücke Ehrfurcht sowie Achtung ihre Wahrheit vor uns aus; „Achtung“ deutet immer eine Gefahr an; sie spricht zum Intellekt, nicht zum Herzen: ich achte auf etwas. Und gar Ehrfurcht: Furcht vor dem zu Verehrenden. Warum? Weil er der Überlegene ist; aber nicht nur das.

Die Sphäre der Ehrungen ist stets eine hierarchisch geordnete; vor der Liebe sind alle voreinander vollkommen gleich. Liebe könnte garnicht ertragen, daß jemand unterlegen wäre, es ihm schlecht ginge, denn sie will helfen, ausgleichen, Mitgefühl pflegen; daran liegt der Würde ganz und garnichts. Da Liebe auf Vereinigung und Verehrung auf Distanz geht, so frage ich nur jeden halbwegs besonnenen Europäer, wie soll das angehen, mich jemandem zu nähern, wenn ich mich zugleich und in derselben Hinsicht von ihm entferne? Und wenn es in unserer Zeit so wenig echte Liebe gibt, so mag das sehr gut dazu passen, daß sie umso empfindlicher für gegenseitige Ehrenerweisungen ist, ungemein überempfindlich geradezu, sehr leicht „reizbar“, schnell böse werdend, „zornige junge Männer“ usw. ...

Da wir als Menschen ja in das Naturreich der Tiere zählen, treffen wir auch auf geradezu klassische Vorbilder in Liebe und Verehrung. Alle Raubtiere haben ein überaus leicht reizbares, ungemein stolzes und auf Distanz bedachtes, steifes, eisiges Wesen, zB. Adler, Schlangen und Löwen. Dagegen sind von geselliger und gemüthlicher Art Schafe, Kühe und Pferde. Dieser Gegensatz ist so augenfällig, daß der bloße Hinweis bereits überzeugend wirkt.

Kehren wir daher zurück zum Spanier. Wohl kein Spanier ist stolzer als der Torero. Aufgabe eines solchen ist, das lebendigste und fruchtbarste Tier der Erde, den Stier, qualvoll und langsam zu Tode zu foltern, indem er jeden Schmerzensschrei dieser Kreatur wollüstig in sich saugt. Da das nichts mit Glück zu tun haben kann, hat es umso mehr mit Stolz und Würde zu tun. Er setzt sogar sein eigenes Leben dafür aufs Spiel, eben da er gar kein solches hat, keinen Sinn für das Leben, weder bei sich, noch bei den andern, völlig erstarrt und erstorben, dem internen, warmherzigen Innenleben nach keine Persönlichkeit, dem Leben entfremdet, eiskalt und abgewandt in seiner letzten Konsequenz. Man ist nicht bereit, „kleine, zufällige Menschenfreundlichkeiten“ zu üben, ganz und garnicht; man geht am Nächsten vorüber, „zur Tagesordnung“.

Stolze Menschen stellen die gottgewollte Weltordnung auf den Kopf; sie machen aus den Werken Meister und aus dem Meister eine Attrappe, ein Idol, eine Wetterfahne, ein Maskottchen. Das kommt, wenn Luzifer sich gegen seinen Vater auflehnt, statt sich mit ihm zu vereinigen, wie Christus

tat. — Wenn man sich also fragt, warum sind die Menschen so oberflächlich, formalistisch, leer, hohl, entwurzelt, vereinsamt, kalt, hart, lieblos und unwahr, dann wird man entweder noch 1000 Jahre auf eine Antwort warten müssen, oder sich zugestehen, es liege an der völligsten Sinn- und Nutzlosigkeit solcher abstrakter Gefühle wie Verehrung und Stolz, die man noch immer für die selbstverständlichste und anständigste Art von der Welt erachtet, in der sich Menschen einander begegnen können; indem sie sich gegenseitig: achten, das heißt die Repräsentanzen beachten, ihre Vorgaben, Täuschungen und ein unlauteres Spiel untereinander treiben, das zum Himmel schreit.